

(Nachdruck verboten.)

183

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Die Musik, die vor der Fahne des Schulschiffes herging, spielte: „Ja, wir lieben das Land . . .“, und der Zug marschierte in die Marktstraße hinein.

„Immer langsam voran! Immer langsam voran!“

„Hurra—a!“

„Wenn er bloß aushalten kann!“

„Ach Gott, wie schön!“

„Ne, — seh doch bloß all' die Kinder!“

„Ach ne, ach ne, wie schön!“

Frauen und Mütter gingen auf dem Bürgersteig; einige steckten die Köpfe zum Fenster hinaus.

Eduard marschierte taktfest zwischen den andern mit seiner Flagge. Die Augen strahlten, die Wangen glühten.

„Siehst Du, Lina! siehst Du, er sieht schon viel besser aus; er wird gewiß wieder ganz gesund, wenn es nur erst wärmer wird!“

Rings um sie her wurde ununterbrochen geschwaht und gelacht.

„Ach ne — ach ne — sieh doch mal all die Kinder da!“

„Ach ne — wie schön!“

„Was für 'ne Schule is' das denn?“

„Sie hab' ich auch 'ne Ewigkeit nich' gesehen!“

„Ein Glück, daß das Wetter heute so schön geworden is'!“

„Siehst Du ihn noch, Lina — ja, da is' er!“

„Hurra—a—a—a—a—a!“

„Wo woll'n wir nu hin, Lina? — Ich glaub', sie ziehen nach dem Park!“

„Ja, wir müssen rund um das Schloß herum, da oben, denk' ich, wird mehr Platz sein.“

„Hurra—a, der König soll leben! Hurra—a!“

„Nu glaub' ich, spielen sie wieder „Norwegens Söhne“,“ sagte Albertine und sah nach der Musik hinüber. —

Ja, es war heute wirklich herrliches Wetter — und wie hübsch die Stadt heute war!

Sie glaubte, sie hätte sie noch nie so schön gesehen mit all den Flaggen und all den kleinen hellgrünen Blättern an den Bäumen, und die Karl Johann-Straße mit den unzähligen Flaggen oben auf den Häusern und den vielen, die in die Straße hineinbingen, und es war ganz schwarz von Leuten — und Altershus — — und der Fjord.

Ja, es war gut, daß sie doch mitgegangen war, wenn es auch ärgerlich war, daß sie hier in dem alten, häßlichen Winterkleid herumgehen sollte, während alle die andern ihre neuen Frühlingsmäntel anhaben. Sie kam sich wie eine Ausgestoßene vor; aber das half nun nicht, der siebzehnte Mai war nun doch ein so besonderer Tag. — Hurra! — hätt' sie beinahe in die Luft hinausgerufen.

„Hurra—a—a!“ tönte es den ganzen Zug entlang und weiter rund um das Schloß herum und kam auf der andern Seite wieder heraus, da, wo sie hinausströmten, und dann fingen die ersten wieder von neuem an — und so ging es bis ins Unendliche.

„Wo is' er nu, wo is' er nu?“ rief Madam Kristiansen, die im Gedränge an der Ecke des Postgebäudes in die Klemme geraten war. „Ach, Gott bewahr' mich!“

„Ja, wir werden ihn schon finden, laß mich Dir nur das Tuch ein wenig gerade rücken.“

Während der Druck sie weiter führte, um die Ecke herum, zupfte Albertine der Mutter das Tuch zurecht und steckte ein paar dünne, graue Haarsträhnen, die sich losgelöst hatten, hinein.

„Du schwitzt so, Mutter, komm, laß Dich ein bißchen abtrocknen!“

„Ich glaub' er is' noch immer hinter uns.“

„Ach — wir werden ihn schon finden.“

Sie waren an die Festung gelangt.

„Sieh, da is' die Fahne vom Schulschiff, siehst Du wohl? Die Flagge gerade unter der Rednertribüne! Wir wollen sehen, daß wir dahin kommen, denn da steht er ja.“

„Ja, wir wollen sehen, daß wir da hinkommen!“

„Ach ja, verzeihen Sie!“

„Siehst Du ihn nu?“

„Ja — da — da is' er!“

„Ja — da is' er! Leih mir mal Dein Taschentuch, Lina, ich will mir den Schweiß abtrocknen. Du, gräßlich, wie warm es is'! — Die Sonne scheint schon ganz heiß!“

„Hurra—a—a!“ Fanfare.

„Guck, da is' der, der die Rede halten soll. Gott, wie fein! — Weiße Schlips und weiße Handschuhe, das is' gewiß ein ordentlicher Student,“ sagte Mutter Kristiansen.

Fanfare.

Der Student nahm die Mütze mit dem Troddel ab. Die Sonne schien auf seinen jugendlichen Kopf. Hinter ihm schimmerte die blaue Luft.

Endlich trat Stille ein. Er begann.

Jungens! Ihr habt ja alle mit Stolz und Begeisterung unsere alte Königsgeschichte gelesen. Harald Haarfager, Olaf Trygoason, Evere und Haakon haben Glanz über die Geschichte unseres Landes ausgebreitet und die Freiheit des alten Norwegens gewahrt.

Und Norwegen ist geehrt und gefürchtet worden, aber weil der Bruder das Schwert gegen den Bruder erhob und Norwegen besetzt ward von dem Blut seiner eigenen Kinder, traf das größte Unglück unser Land, es büßte seine Freiheit ein, und vierhundert lange Jahre mußten unsere Väter dem Befehl einer fremden Macht gehorchen.

Da war es Nacht in Norwegen. Aber gottlob, brach ein neuer Tag an. Im Jahre 1814 erhob sich Norwegen nach der langen Nacht — und zwar mit einer solchen Kraft, daß alle Ketten und Banden zerrissen, und es frei und stark da stand. Und mit unseren Urgroßeltern beginnt eine neue und herrliche Zeit für Norwegen. Der 17. Mai 1814 ist der erste Gedenktag, und unser Vater und unser Großvater haben ihrer mehr hinzugefügt. Und wenn Du nun heute hier stehst und Dein Hurra jubelst — da versprichst Du zugleich, daß auch Du, wenn Du ein Mann wirst, die Freiheit und Ehre unseres alten, lieben Norwegens schirmen willst.

Und die Flagge, die Du in Deiner Hand schwingst, is' das Zeichen der Freiheit. An dem Tage, wo Du sie verlierst, büßt Norwegen seine Freiheit ein.

So halte sie denn fest, auf daß Norwegen sein teuerstes Gut nicht verliere, sondern frei und fest dasteht wie seine eigenen Berge! Norwegen lebe hoch!

„Hurra, hurra — a — a! Hurra, hurra — a — a — a — a — a — a — a — a!“ Fanfare.

Man sah die Flaggen nicht mehr in langen Schlangenumwindungen, sondern überallhin ausgejät.

„Nu müssen wir aufpassen, daß Eduard uns nicht wieder wegfommt,“ sagte Albertine.

„Da is' er!“

In der Menge entstanden größere und größere Duffnungen. Man blieb hier und da in Scharen stehen.

„Na ja, das war das Vergnügen, eine hübsche Rede! Ja, nu müssen wir mal sehen, daß wir wieder nach Haus kommen!“

„Nein, Mutter, wir gehn noch nich nach Hause,“ sagte Eduard. Seine Augen blitzten, und seine Wangen waren stark gerötet. „Ich spendier ein Glas Bier, wenn Ihr wollt, es is ja der 17. Mai! Oder wollt Ihr vielleicht lieber Limonade?“

Er steckte die Hand in die rechte Hosentasche.

Sie lachten, aber sie dankten ihm, sie wollten am liebsten Bier haben, es konnte gut tun, ein Glas Bier zu trinken, Albertine meinte, sie wollten in den Pavillon hinaufgehen, da wäre es am feinsten und hübschesten, und es war so amüßant, da zu sitzen und die Leute zu betrachten, und sie wollten durch die Kirchenstraße und die Karl Johann-Straße gehen.

Hätte sie doch nur ihren neuen Frühlingsmantel gehabt. — Herr Gott, da saßen ja Helgesen und Smith und tranken. — Die fingen aber früh an, na ja, heute war ja der 17. Mai. — Hoffentlich hatten sie es nun aufgegeben, sie zu grüßen. — Jedenfalls würde sie nicht wieder grüßen. — Nein! — Ja, aber! — Sie neigte den Kopf und erwiderte den Gruß. — Ach, hätt sie nu doch bloß den neuen Früh-

Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

Kingsmantel gehabt! — Ja, zu Pfingsten, da sollten sie sehen.

Es war wirklich wahr, was Jossa sagte, daß sie fein in Zeug waren, namentlich Selbsten, er war gewiß der feinste Herr in der Stadt. Ein Glück, daß die Alte nicht gesehen hatte, daß sie grühten, denn hätte das Fragen und Ausforschen wohl kein Ende gehabt.

„Du, Mutter, der Lehrer hat mir versprochen, daß ich zum Herbst wieder einen Platz auf dem Schulschiff haben soll, ich hab ihm gesagt, denn wär ich wieder gesund,“ sagte Eduard.

„Ja, heut geht es Dir wirklich viel besser, mein Jung! Wenn es bloß erst 'n bißchen wärmer werden wollt! Das hilft viel besser als der Doktor.“

„Ach was! Es geht mir schon viel besser, ich hab viel lauter Hurra gerufen als all die anderen; das haben sie selbst gesagt.“

„Ja, ich hab Dich Hurra rufen hören, mein Jung! Ganz deutlich!“

Sie waren an den Pavillon gekommen — es wimmelte dort schon von Leuten. Eduard fand trotzdem einen Tisch, von dem gerade jemand aufstand.

„Ja, nu müßt Ihr Euch bitte setzen. — Hedda! Kellner! Hören Sie! Bringen Sie uns eine Flasche bayrisch Bier und drei Gläser!“

Endlich kam das Gewünschte.

„Was macht das?“

Er hielt die kleine durchsichtige Hand mit dem blauen Anker fest geschlossen.

„Bierzig Dere.“

Er öffnete die Hand und legte ein fünfzig Derezstück auf das Tischebrett.

Der Kellner wollte ihm zehn Dere geben, aber er lehnte sich zurück und sagte: „Nein, behalten Sie das bitte, das ist für Sie! — Es war sehr reichlich,“ sagte er, „aber es ist ja nur einmal im Jahre der siebzehnte Mai!“ Dann nahm er die Flasche, trocknete die Öffnung mit der Handfläche ab, schenkte einen Tropfen in sein eigenes Glas, füllte die anderen bis zum Ueberschäumen und schenkte dann sich selbst ein.

Sie saßen eine Weile schweigend da.

„Ja, nun müßt Ihr zugreifen,“ sagte Eduard und nahm sein Glas — er hustete — „Bitte schön!“

Sie griffen zögernd nach ihren Gläsern.

„Prost, Mutter! Prost, Fintel!“

„Prost, Eduard!“

„Der siebzehnte Mai soll leben!“

„Hurra!“

Sie tranken. Er nahm die Flasche und verteilte den Rest gleichmäßig.

„Ne, was für schönes Wetter wir doch gekriegt haben!“

„Ja, am siebzehnten Mai ist immer,“ er bekam einen Hustenanfall, „is immer schönes Wetter!“

Er hatte sein Taschentuch herausgeholt und hielt es vor den Mund; als er es weg nahm, war ein wenig Blut darauf; er sah hastig zu den anderen hinüber, die Alte hatte es nicht gesehen, dahingegen Albertine, er lächelte ihr zu und schüttelte den Kopf. „Ach was!“ sagte er und steckte das Taschentuch in die Tasche.

Sie saßen eine Weile da.

„Mir deucht, Du bist so blaß, Eduard, nu, sind ich, is es genug für heute. Du bist gewiß müde. — Ein andermal kannst Du länger draußen sein. Na, mein ich, gehen wir nach Haus. Es is doch noch Eis in der Luft, Du!“

„Komm, ich will Dich führen!“

Sie schlenderten langsam die Straße hinab — Mutter Kristiansen ließ sich von Eduard führen, Albertine ging auf der anderen Seite.

„Ne, was doch für schönes Wetter is!“ sagte Eduard.

Schließlich kamen sie an das Reichstagsgebäude.

„Herr du meines Lebens! War das nich Jossa? Ne, wie fein die war!“

„Guten Tag, guten Tag! Gut, daß ich Dich treffe. Na, was sagst Du denn zu mir! Magst Du den Mantel leiden? Hjong, was? Und der Gut! Pariser Modell! — Haben wir nich herrliches Wetter? — Herr is Eduard, Du bist auch draußen? Willst Du mein Schah sein? Heut woll'n wir uns 'nen lustigen Tag machen! — Komm nu, Fintel, — Du willst doch nich schon nach Haus gehen? Bist Du matt?“

Nein, sie konnte gern noch ein wenig mitgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Seidem waren fünfzehn Jahre hingegangen. Die kleine Stadt erschien fast un verändert; nur daß für einen jungen Kaufherrn aus den alten Familien am Markt ein neues Haus erbaut war, daß Telegraphendrähte durch die Gassen liefen und auf dem Posthausschilde jetzt mit goldenen Buchstaben „Kaiserliche Reichspost“ zu lesen war; wie immer rollte die See ihre Bogen an den Strand, und wenn der Nordwest vom Ostnordost gejagt wurde, so spülte das Hochwasser an die Mauern der Brennerei, die auch jetzt noch in der roten Laterne ihre beste Rundschiff hatte; aber das Ende der Eisenbahn lag noch manche Meile landwärts hinter dem Hügelzuge, sogar auf dem Bürgermeisterstuhl sah trotz der neuen Segnungen noch im guten alten Stile ein studierter Mann, und der Magistrat behauptete sein altes Ansehen, wenigleich die Senatoren jetzt in „Stadträte“ und die Deputierten in „Stadtverordnete“ verwandelt waren; die Abschaffung der Bürgerrolle als eines alten Postes war in der Stadtverordnetenversammlung von einem jungen Mitgliede zwar in Vorschlag gebracht worden, aber zwei alte Herren hatten ihr das Wort geredet; die Glode hatte sie in ihrer Jugend von manchem dummen Streich nach Haus getrieben; weshalb sollte jetzt das junge Volk und das Gefinde nicht in gleicher Zucht gehalten werden? Und nach wie vor, wenn es zehn vom Turm geschlagen hatte, himmelte die kleine Glode hinterdrein und schredte die Pärchen auseinander, die auf dem Markt am Brunnen schwahten.

Nicht so un verändert war das Kirchsche Haus geblieben. Heinz war nicht wieder heimgekommen, er war verschollen; es fehlte nur, daß er auch noch gerichtlich für tot erklärt worden wäre; von den jüngeren Leuten wußte mancher kaum, daß es hier jemals einen Sohn des alten Kirch gegeben habe. Damals freilich, als der alte Marten den Vorfall mit dem Briefe bei seinen Gängen mit herumgetragen hatte, war von Vater und Sohn genug geredet worden; und nicht nur von diesen, auch von der Mutter, von der man niemals redete, hatte man erzählt, daß sie derzeit, als es endlich auch ihr von draußen zugetragen worden, zum erstenmal sich gegen ihren Mann erhoben habe. „Hans! Hans!“ so hatte sie ihn angesprochen, ohne der Magd zu achten, die an der Küchentür gekauert hatte; „das war Dein Recht nicht ohne mich zu tun! Nun können wir nur beten, daß der Brief nicht zu dem Schreiber wiederkehre; doch Gott wird ja so schwere Schuld nicht auf Dich laden.“ Und Hans Adam, während ihre Augen voll und tränensoll ihr ansahen, hatte hierauf nichts erwidert, nicht ein Sterbenswörtlein; sie aber hatte nicht nur gebetet; überall hin, wenn auch stets vergebens, hatte sie nach ihrem Sohne forschen lassen; die Koffen, die dadurch verursacht wurden, entnahm sie ohne Scheu den kleineren Klassen, die sie verwalltete; und Hans Adam, obgleich er bald des inne wurde, hatte sie still gewähren lassen. Er selbst tat nichts dergleichen; er sagte es sich beharrlich vor, der Sohn, ob brieflich oder in Person, müsse anders oder niemals wieder an die Tür des Elternhauses klopfen.

Und der Sohn hatte niemals wieder angelockt. Hans Adams Haar war nur um etwas rascher grau geworden; der Mutter aber hatte endlich das stumme Leid die Brust zernagt, und als die Tochter aufgewachsen war, brach sie zusammen. Nur eins war stark in ihr geblieben, die Zuversicht, daß ihr Heinz einst wiederkehren werde; doch auch die trug sie im stillen. Erst da ihr Leben sich rasch zu Ende neigte, nach einem heftigen Anfall ihrer Schwäche, trat es einmal über ihre Lippen. Es war ein frohlicher Weihnachtsmorgen, als sie, von der Tochter gestützt, mühsam die Treppe nach der oben gelegenen Schlafkammer emporstieg. Eben, als sie auf halbem Wege, tief atmend und wie hilflos um sich blickend, gegen das Geländer lehnte, brach die Wintersonne durch die Scheiben über der Haustür und erleuchtete mit ihrem blassen Schein den dunklen Flur. Da wandte die kranke Frau den Kopf zu ihrer Tochter: „Lina,“ sagte sie geheimnisvoll, und ihre matten Augen leuchteten plötzlich in beängstiger Verklärung. „Ich weiß es, ich werde ihn noch wiedersehen! Er kommt einmal so, wenn wir es gar nicht denken!“

„Meinst Du, Mutter?“ fragte die Tochter fast erschrocken.

„Mein Kind, ich meine nicht; ich weiß es ganz gewiß!“

Dann hatte sie ihr lächelnd zugewinkt; und bald lag sie zwischen den weißen Linnen ihres Bettes, welche in wenigen Tagen ihren toten Leib umhüllen sollten.

In dieser letzten Zeit hatte Hans Kirch seine Frau fast keinen Augenblick verlassen; der Burche, der ihm sonst in Geschäfte nur zur Hand ging, war schier verwirrt geworden über die ihn plötzlich treffende Selbstverantwortlichkeit; aber auch jetzt wurde der Name des Sohnes zwischen den beiden Eltern nicht genannt; nur da die schon erlöschenden Augen der Sterbenden weit geöffnet und wie suchend in die leere Kammer blickten, hatte Hans Kirch, als ob er ein Versprechen gebe, ihre Hand ergriffen und gedrückt; dann hatten ihre Augen sich zur letzten Lebensruhe zugewandt.

Aber wo war, was trieb Heinz Kirch in der Stunde, als seine Mutter starb?

Ein paar Jahre weiter, da war der spitze Giebel des Kirchschen Hauses abgebrochen und statt dessen ein volles Stadtwerk auf das Erdgeschos gesetzt worden; und bald haufete eine junge Wirtschaft in den neuen Zimmern des Oberhauses; denn die Tochter hatte dem Sohn eines wohlhabenden Bürgers aus der Nachbarstadt geheiratet, der dann in das Geschäft ihres Vaters eingetreten war. Hans

Kirch begnügte sich mit den Räumen des alten Unterbaues; die Schreibstube neben der Haustür bildete zugleich sein Wohnzimmer. Dahinter, nach dem Hofe hinaus, lag die Schlafkammer; so sah er ohne viel Treppensteigen mitten im Geschäft und konnte trotz des anrückenden Greisenalters und seines jungen Partners die Fäden noch in seinen Händen halten. Anders stand es mit der zweiten Seite seines Wesens; schon mehrmals war ein Wechsel in den Magistratspersonen eingetreten; aber Hans Kirch hatte keinen Finger darum gerührt; auch, selbst wenn er darauf angesprochen worden, kein Für oder Wider über die neuen Wahlen aus seinem Munde gehen lassen.

Dagegen schlenderte er jetzt oft, die Hände auf dem Rücken, bald am Hasen, bald in der Bürgerpart, während er sonst auf alle Spaziergänger nur mit Verachtung herabgesehen hatte. Bei andrehender Dämmerung konnte man ihn auch wohl draußen über der Bucht auf dem hohen Ufer sitzen sehen; er blickte dann in die offene See hinaus und schien keinen der Wenigen, die vorübergingen, zu bemerken. Traf es sich, daß aus dem Abendoot ein Schiff hervorbach und mit vollem Segeln auf ihn zukommen schien, dann nahm er seine Röhre ab und strich mit der andern Hand sich zitternd über seinen grauen Kopf. — Aber nein; es geschahen ja keine Wunder mehr; weshalb sollte denn auch Heinz auf jenem Schiffe sein? — Und Hans Kirch schüttelte sich und trat fast zornig seinen Heimweg an.

Der ganze Ehrgeiz des Hauses schien jedenfalls, wenn auch in anderer Form, jetzt vor dem Tochtermann vertreten zu werden; Herr Christian Martens hatte nicht geruht, bis die Familie unter den Mitgliedern der Harmoniegesellschaft figurierte, von der bekannt war, daß nur angesehenere Bürger zugelassen wurden. Der junge Ehemann war, wozu der Schwiegervater sich zeitig und gründlich überzeugt hatte, ein treuer Arbeiter und keineswegs ein Verschwender; aber — für einen feinen Mann gelten, mit den Honoratioren einen vertraulichen Händedruck wechseln, etwa noch eine schmergoldene Kette auf brauner Samtweste, das mußte er daneben haben. Hans Kirch war hatte sich anfangs gestraubi; als ihm jedoch in einem stillen Nebenstübchen eine solide Partie „Sechshundsechzig“ mit ein paar alten seebefahrenen Herren eröffnet wurde, ging er auch mit seinen Kindern in die Harmonie.

So war die Zeit verfließen, als an einem sonnigen Vormittage im September Hans Kirch vor seiner Haustür stand; mit seinem krummen Rücken, seinem hängenden Kopfe, und wie gewöhnlich beide Hände in den Taschen. Er war eben von seinem Speicher heimgekommen; aber die Neugier hatte ihn wieder hinausgetrieben; denn durch das Fenster hatte er links hin auf dem Markte, wo sonst nur Hühner und Kinder liefen, einen großen Haufen erwachsener Menschen, Männer und Weiber, und offenbar in lebhafter Unterhaltung miteinander, wahrgenommen; er hielt die Hand ans Ohr, um etwas zu erschöpfen; aber sie standen ihm doch zu fern. Da löste sich ein starkes, aber anscheinend hochbetagtes Frauenzimmer aus der Menge; sie mochte halb erblindet sein, denn sie fühlte mit einem Krüdenstock vor sich hin; gleichwohl kam sie bald rasch genug gegen das Kirchsche Haus daher gewandert. „Jule!“ brummte Hans Adam. „Was will Jule?“

Seitdem der Bruder ihr vor einigen Jahren ein größeres Darlehen zu einem Einkauf abgeschlossen hatte, waren Wort und Gruß nur selten zwischen ihnen gewechselt worden; aber jetzt stand sie vor ihm; schon von weitem hatte sie ihn mit ihrer Krüde zugewinkt. Im ersten Antriebe hatte er sich umwenden und in sein Haus zurückgehen wollen, aber er blieb doch. „Was willst Du, Jule?“ fragte er. „Was veranlaßt dich da auf dem Markte?“

„Was die veranlaßt dich, Hans? Ja, leihst Du mir jetzt die 100 Taler, wenn ich Dir's erzähle?“

Er wandte sich jetzt wirklich, um ins Haus zu treten. „Nun, bleib nur!“ rief sie. „Du sollst's umsonst zu wissen kriegen; Dein Heinz ist wieder da!“

Der Alte zuckte zusammen. „Wo? Was?“ stieß er hervor und fuhr mit dem Kopf nach allen Seiten. Die Speckhökerin sah mit Vergnügen, wie seine Hände in den weiten Taschen schlüßterten.

„Wo?“ wiederholte sie und schlug den Bruder auf den krummen Rücken. „Komm zu Dir, Hans! Hier ist er noch nicht; aber in Hamburg beim Schlafbas in der Johannisstraße!“

Hans Kirch stöhnte. „Weibergewäsch!“ murmelte er. „17 Jahre fort; der kommt nicht wieder — der kommt nicht wieder.“

Aber die Schwester ließ ihn nicht los. „Kein Weibergewäsch, Hans! Der Friße Reimers, der mit ihm in Schlafstube liegt, hat's nach Haus geschrieben.“

„Ja, Jule, der Friße Reimers hat schon mehr gelogen!“

Die Schwester schlug die Arme unter ihrem vollen Busen umeinander. „Zitterst Du schon wieder für Deinen Geldsack?“ rief sie höhrend. „Ei nun, für dreißig Reichsgulden haben sie unseren Herrn Christus verraten, so kommst Du Dein Fleisch und Blut auch wohl nur dreißig Schillinge wertlos. Aber jetzt laßt Du ihn alle Tage wieder haben! Reissferr freilich wird er nun wohl nicht mehr werden; Du mußt ihn schon nehmen, wie Du ihn Dir selbst gemacht hast!“

Aber die Faust des Bruders packte ihren Arm; seine Lippen hatten sich zurückgezogen und zeigten das noch immer starke vollzählige Gebiß. „Kerol Kerol!“ schrie er mit heiferer Stimme in die Haustür, während sogleich das Aufdrachen des großen Hundes drinnen hörbar wurde. „Weiß, verdammtes, soll ich Dich mit Hundsn von der Tür hehen!“

Frau Jules stittliche Entrüstung mochte indessen nicht so tief

gegangen sein; hatte sie doch selbst vor einem halben Jahre ihre einzige Tochter fast mit Gewalt an einen reichen Trunkenbold verheiratet, um von seinen Kapitalien in ihr Geschäft zu bringen; es hatte sie nur gereizt, ihrem Bruder, wie sie später meinte, für die hundert Taler auch einmal etwas auf den Stock zu tun. Und so war sie denn schon dabei, ihm wieder gute Worte zu geben, als vom Markte her ein älterer Mann zu den Geschwistern trat. Es war der Krämer von der Ede gegenüber. „Kommt, Nachbar,“ sagte dieser, indem er Hans Adams Hand faßte, „wir wollen in Ihr Zimmer gehen; das gehört nicht auf die Straße!“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei deutsche Humoristen.

Seit 1876 liegt Adolf Glashbrenner im Grabe und die bürgerliche Literaturgeschichtsschreibung sorgte nur notdürftig seinen Namen ein. Aber war Glashbrenner auch wirklich tot? Oder hatte wirklich kein Jopsträger befürchtet, daß der Geist des Verstorbenen noch immer lebendig sei? Doch! Denn die Berliner königliche Bibliothek hält ja noch bis zum heutigen Tage mehrere seiner Schriften als „nicht verleiher“ ängstlich verschlossen. In verkleisterten Bureaufkratzenhirnen spult eben noch immer der Wachtstubegeist des vormärzlichen Polizeistaates, gegen den Adolf Glashbrenner („A. Brennglas“) unerschrocken zu Felde gezogen. . . . Es war also an der Zeit, sein scharfes Gewissen aus dem Grabe unverbunden Vergessens heraufzuholen, damit es dem sozialistischen Arbeiterproletariat in seinen gegenwärtigen wie zukünftigen Kämpfen nütze.

Dieser Aufgabe hat sich nun unser Genosse Franz Diederich unterzogen, indem er Adolf Glashbrenners Werke durchmusterte, um die zündenden Gedanken und geistfunkelnden Satiren Seite an Seite zu einem stattlichen Bande zu vereinen. „Unterm Brennglas“ heißt das im Verlag der Buchhandlung Vorwärts erscheinende Buch. „Ein Brennglas ist ein nützlich Gerät in der Arbeit des Lebens. . . . Ein höchst unbequemes Maß für mancherlei lästiges Erdengzeug, das aus unwaakten Schlupfwinkeln hervor ungestraft Raub, Blutsaugerei und Aergeres treiben darf. . . . Es hat zu seinem Zeile Macht übers Sonnenlicht, kann dessen Strahlen zu dolchspigem, heißem Bündel zusammenschließen und mit dieser Glutpfele tobsamemisch sengen, den Pelz brennen und Feuer anstiften. Eine peinliche Macht, ein Greuel allem, was kein Licht vertragen kann.“ . . . Mit diesem Gleichnis leitet Diederich seine vier Druckbogen umfassende Einleitungsstudie ein. Es ist eine Gemeinde voll historischer Berechtigter, gejätigt von sprachlicher Feinheit, eine markig ertönende Fanfare, die uns hernach gleich zu Glashbrenner selbst hinüberträgt. Da lauschten wir nun seiner „Silbesterrede“, die ein Bündel Neujahreswünsche ausschüttet, und seiner hochschalenden „Debitation an Apoll“; hecheln mit ihm „Philister, Michel und Palaien“, daß die Wölle stiebt; lassen uns von ihm allerhand Fabeln, Parabeln und Gedächtnen aus „Fabelhaften Ländern“ berichten und wandern an seiner Hand im „Berliner Volk“ umher. Ja, hatte er nicht zuerst gezeigt „Wie es ist und — trinkt“? Hatte er es nicht gelehrt, zu lachen und zu tanzen? Löste er nicht den goldenen Humor, daß es nun nach langer Dummheit das Awerchsell vor Lachen schüttelte? War er nicht der Urheber, der Besäugler des eigentlichen Berliner Volkswises? Aber es kam der Augenblick, da das neddische Ländeln dem Ernst der Zeitwirren weichen mußte. Jetzt galt es, das Volk auf sie hinzulenken, es politisch denken zu lehren. Der politische Satiriker steht wuchtig da und das Volk selber wird durch ihn aufgerüttelt, befeuert, um durch seinen Mund zu murren, zu protestieren, laut anzulagen. Ei, und wie seine „Gudkästner“, Schuster, Schneider, Handschuhmacher und sonstigen Typen zu politisieren verstehen! Das ist kein Kannegießern mehr, das ist Einsicht und Wollen! Selbst Rentier Buffen riskiert 'ne Lippe und sogar unterm Kittel des Gendarms regt sich, was man legerische Gedanken nennt. . . . Nachdem wir dann „Chinesisches“ gekostet, eine „Fahrt nach Utopien“ gewagt, zurückgelehrt, allerlei „Kullen, Esel und Schufte“ gebüttelt und alles „Drüber oder drunter“ purzeln gesehen haben, stürzen wir uns in die „Revolution“. Den Toten im Friedrichshain gilt der Schwur: Zu kämpfen, wie sie — oder für die Freiheit zu fallen wie sie. Was sind die ehemals so zahmen Gucklaffenmänner jetzt für Revolutionäre! Aber — schon schwirren unheimliche Gespenster durch die Luft. Der Bureaufkrate schnauzt wieder, der Zensorstift verhungt die Pressfreiheit. Zwar sieht man noch ein Puppentheater, mit „Komödianten im Pupur und Seidel“ Koch [hört ihr sie am Strick!] Kinderchen, nehm't euch in acht! „Eh gedacht, ist sie schon da, die — „Arrreaktion!“ Ach und nun? „Wir sind wieder ganz in der alten Polizeiwirtschaft! Wir hatten früher zu wenig Polizei. Die Ereignisse im März waren eine geschichtliche Notwendigkeit: die 188 Helden im Friedrichshain mußten für die späteren Schutzmannen ihr Leben anshauken“ . . . Und, wie folgt, preist der Gudkästner die Ereignischau des Jahres 1849 im Berliner Gudkästner unter den Linden an: „Immer ran, meine Herrschaften! (Fathetisch); Für jenischen Sie das ganze weltgeschichtliche Jahr 1849 vor Einen Silberseher mit den Portrait Seiner Majestät der Krone von Preußen! Wohlfeiler is es mir nich möglich!!! Rückwärts, rückwärts Roderigo! Die „Rede des deutschen Reichsnarren an das vereinigte Deutschland“ öffnet das Tor zum „Zimterparadies“.

So haben wir denn Adolf Glashbrenner, den politischen Satiriker

vor uns, wie wenn er heute lebte. So red, so schneidend, so mitreißend aktuell tönt seine Rede, schwirren seine Pfeile, wie dazumal! Und 117 Bilder seiner zeichnerischen Mitstreiter begleiten sie. Glasbrenner ist wieder unser! Das gemäß seiner Bedeutung künstlerisch gediegen ausgestattete Buch kostet sitzvoll gebunden nur 3 M. — Im Anschluß hieran mag ein Verzeichnis über Glasbrenner von Robert Rodenhäuser (Nikolassee, Verlag Max Harnisch) erwähnt sein. Der Verfasser schätzt den Dichter lediglich vom literarwissenschaftlichen Standpunkt ein. Zunächst gibt er über Glasbrenners Leben einige neue dankenswerte Aufschlüsse. Sodann wird in drei großen Kapiteln Glasbrenners Schriftstellertätigkeit, in einem vierten seine Abhängigkeit von den Dingen des „jungen Deutschland“ und endlich im Schlußkapitel der Dichter (als solcher) mit philologischer Gründlichkeit behandelt. Dem Büchlein, das als „ein Beitrag zur Geschichte des jungen Deutschland und der Berliner Soldatdichtung“ Wert und Geltung hat, sind ein Dichterporträt (Kniestück) nebst verschiedenen Bildern und ein vollständiges Verzeichnis der Werke Glasbrenners beigegeben.

Von wesentlich anderer Art ist Wilhelm Busch, nämlich Kur-Humorist und als solcher niemals seine gutbürgerliche Herkunft verleugnend. Zum politischen Satiriker gebracht es ihn an Reizung und Schärfe, obwohl er lebhaftes Interesse für alle Zeitpolitik befreundete; denn in Rechtschaffen hielt er neben anderen Tagesblättern und Wochenchriften ja auch den „Vorwärts“, den er täglich fleißig studierte. Gegen die Scheinfrömmigkeit, überhaupt gegen den mit dem Kirchtum verknüpften Schwandel, hat Busch aber doch einige Male mit kräftiger Satire losgeschlagen. Das war, als der Kulturkampf tobte. Man besahe sich daraufhin den „heiligen Antonius“, die „fromme Helene“ und den „Pater Filucius“. Sein Reich waren alle menschlichen Tugenden und Schwächen. Ihnen ging er zu Leibe mit einem Humor, der so urwüchsig als unerlöschlich ist. Millionen Menschen haben sich, wie man zu sagen pflegt, daran zu Tode gelacht und andere Millionen werden noch lachen. Da ist nun zur passenden Zeit ein Neues Wilhelm-Busch-Album (bei der Verlagsanstalt für Literatur und Kunst Hermann Klemm, Berlin-Grünwald) erschienen, das alles enthält, was in dem (alten) Buschalbum fehlt. Es gibt in vier Büchern eine reiche Sammlung bekannter, doch auch neuer Geschichten, Schnaden und Schürren, Wilderbogen usw. mit 1500 Zeichnungen, von denen manche hier zum ersten Male veröffentlicht werden. Ob freilich Busch seinen gesamten künstlerischen und literarischen (bereits von den Erben herausgegebenen) Nachlaß aufgenommen haben würde, steht dahin. Es sind im ganzen doch viel Scherz und Späße darunter. Immerhin gewährt es Vergnügen, Einblicke in die Lebenswerkstatt eines so eigenartigen Mannes tun zu können, sei es auch nur, um den oft so felsam verchlungenen Wegen nachzugehen, auf denen Phantasiespiele heiterer oder ernster Art allmählich ihre Ausgestaltung bis zu völliger Reife erlangt haben. Höchst interessant wäre es gewesen, zu sehen, wie der Humprist sich mit Stoffen aus dem modernen Verkehrsleben und Sport abgebenen hätte. Allein, er verließ nicht die Sphäre eines idyllischen Daseins. Es bot ihm bequem, was er brauchte. Aber in dieser engumzirkten Gemütsheimat schaltet und waltet er als unübertrefflicher Meister. Der innigen Hinneigung zum Kleinleben und zur Natur verdanken wir ja gerade auch alle menschlichen wie tierischen Genrebilder, deren künstlerische Vollendung so Bewundernswert ist, wie die Situationskomik und Drolerie, mit der sie geschaut, erdacht und gegeben sind. Hans Hudebein, der Unglücksrabe, Schnorrdibure oder die Bienen, das Rabennest, der Frosch und die beiden Enten, der Hahnenkampf, Affe und Schusterjunge, Esel und Bauer, der Wurstdieb usw. zagen davon. So originell der Zeichner, so kongenial ist auch der Dichter. Buschs Reime geben tiefe Lebensweisheit mit überwältigendem Humor durchsätigt wieder: beide sind darin auf die kürzeste Ausdrucksformel gebracht, ohne ihre Allgemeinverständlichkeit zu verlieren. Viel Buschverse geben als geflügelte Worte um. Dies neue Buschalbum wird sich also wieder als Verjäger aller Sauertöpfigkeit und Griesgrämerei erweisen. Es beherbergt in sich sozusagen den ganzen Busch — für nur 20 M. Wem's jubel auf einmal ist, der mag zu den Einzelausgaben greifen. Solche sind jetzt auch von selbster Schöpfungen Buschs zu haben. Wir nennen da die Auswahl „Lustige Zoologie“ (bei Walter, Leipzig, geb. 1 M.), sowie zwei Sammlungen kleinerer Schürren mit Bildern (beide bei Braun und Schneider, München. Preis in Papptarton je 1 M.). Es muß aber bemerkt werden, daß sowohl die meisten Bilder und Humoresken in dem Neuen Wilhelm-Busch-Album enthalten sind.

Ernst Krowicki.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Vorgeschichtliches Brot. Von dem Brotbacken in der vorgeschichtlichen Zeit Dänemarks und Schwedens urt. von der damaligen Sitte der Brotopfer geben, wie wir der „Menschau“ entnehmen, Getreidekörner Kunde, die verkohlt vorgefunden oder in Abdrück an den Wänden von Tongefäßen aus verschiedenen Epochen nachgewiesen worden sind. In Schweden finden sich nach den Er-

mittelungen von Sarauw schon während der Steinzeit zwei Arten Weizen und Gerste. Getreideabdrücke aus der Bronzezeit finden sich dagegen in Schweden nicht. Erst während der älteren Eisenzeit tritt der Roggen zum erstenmal in Gotland auf. In Dänemark ist der Roggen nicht nachgewiesen, was aber nur auf Zufall beruht. Dagegen hat sich der Hafer in Dänemark aus der Bronzezeit und der römischen Periode aus Funden feststellen lassen, während er im vorgeschichtlichen Schweden noch nicht nachgewiesen ist. Außerdem sind in Schweden verschiedene Brotsfunde gemacht worden. In Gräbern der Wikingerzeit von Björko hat man schon früher kleine, zu Kohle verbrannte Massen von ovaler Form vorgefunden, die oft zu mehreren auf einem dünnen Eisendraht aufgehangen waren. 1908 wurde auf einer vorgeschichtlichen Burg in Dester götland ein durch Brand verkohltes Stück von etwa 7 Zentimeter Durchmesser und 4 Zentimeter Dide ausgegraben, das zum Teil aus Gerstenmehl bestand. Ein neuer Brotsfund ist 1911 von Eric Flach an einer anderen Stelle in Dester götland gemacht worden. In einem Männergrab der Wikingerzeit (800—1050 n. Chr.) fand sich ein Brot, das aus einer dichten, verkohlten Masse bestand und die Form einer flachen Scheibe hatte. H. V. Rosenbahl hat festgestellt, daß dieses Brot aus grobgemahlener Adererbsen und Fichtenrinde gebaden war. Dieser Fund ist der älteste Beleg für die Erbsenkultur in Schweden, die aber bei den germanischen Völkern, wahrscheinlich auch im Norden, schon weit früher geübt worden ist. Als ältestes Vorkommen der Erbsenkultur auf indogermanischem Gebiet bezeichnet Schnitger die schweizerischen Pfahlbauten.

Völkerrunde.

Das Schicksal der Neger in den Vereinigten Staaten. Nach der Volkszählung vom Jahre 1910 entfallen auf 1000 Einwohner der Vereinigten Staaten 889 Weiße und 107 Schwarze; die übrigen 4 sind Indianer, Chinesen und Japaner. Vor dreißig Jahren war das Verhältnis ein anderes; es kamen auf 865 Weiße 181 Schwarze. Es scheint sonach, daß die schwarze Bevölkerung von der weißen in ganz bedeutendem Maße verdrängt wird. Nun ist aber Nordamerika bevölkerungstatistisch insofern ein besonderes Land, als sein Bevölkerungszuwachs nahezu zur Hälfte von der Einwanderung gedeckt wird. Im Lichte dieser Tatsache gewinnt das mitgeteilte statistische Ergebnis ein ganz anderes Aussehen. Im Laufe der letzten dreißig Jahre hatte sich der weiße Volksteil beinahe verdoppelt, er ist von 48 Millionen auf deren 81 angewachsen, aber in dieser Zunahme von 38 Millionen steden 18 Millionen Eingewanderte. Zieht man diese 18 Millionen samt ihrem Nachwuchs ab, so wird die Zunahme der weißen Stammbevölkerung eine viel geringere. Die Neger sind in der gleichen Zeit von 8 Millionen auf über 9 Millionen angewachsen, eine Zunahme von erheblich mehr als 50 Proz., bei der die Einwanderung so gut wie gar keine Rolle spielt. Weit entfernt also davon, von dem weißen Manne verdrängt zu werden, erweist sich die schwarze Bevölkerung sogar fruchtbarer als der weiße Volksteil.

Jedoch bildet die größere Fruchtbarkeit nicht das einzige Mittel der schwarzen Rasse, sich erfolgreich zu behaupten. Der Neger ringt sich mit großer Fähigkeit wirtschaftlich empor; er betreibt eine Bildungsarbeit, von der man außerhalb des Landes kaum eine Vorstellung hat, und dieser verdankt er ein ganz bedeutendes Anwachsen seines Einflusses.

1863, als Abraham Lincoln alle Sklaven für frei erklärte, konnten nur 5 Proz. lesen und schreiben, heute ist der Prozentfuß auf 65 gestiegen. Negeralphabeten im Süden haben während des Jahrzehnts von 1900 bis 1910 um 15 Proz. abgenommen, während bei den Weissen die Analphabeten nur um 4 Proz. zurückgingen. Wie schlecht die Schulverhältnisse überhaupt noch im Süden sind, zeigt sich darin, daß unter 100 Weissen 7 weder lesen noch schreiben können. Dabei sind freilich auch die unwissenden Eingewanderten zu berücksichtigen. 2700 000 Negerkinder besuchten im letzten Jahr die Elementarschulen in den Vereinigten Staaten, 650 Neger gelangten zu akademischen Wärdern und höheren Lehranstalten. Man zählt jetzt 35 000 Neger als Lehrer, 2000 als juristische Anwälte und 37 000 als Geistliche. Die meisten Neger stehen fest im Bann der verschiedenen Religionen. Das versteuerte Eigentum der Neger ist mit 600 Millionen Dollar eingeschätzt. 62 Banken, viele Fabriken und große Plantagen sind im Besitz von Negern. Die „Nationale Liga von Negergeschäftsleuten“ hat viele schwerreiche Mitglieder. Unterstützungsvereine, Orden, Versicherungs-, Erziehungs- und religiöse Gesellschaften von Negern verfügen oft über ungeheure Vermögen. 400 Zeitungen werden von Negern für die Neger herausgegeben. Es gibt 890 000 Negerbauern davon sind 218 000 Eigentümer der Farmen. Fast die Hälfte aller landwirtschaftlichen Arbeiter in den Südstaaten sind Neger. Die ganze Lebenshaltung der Neger hat sich in den letzten zehn Jahren stark gehoben und damit hat zugleich die früher sehr hohe Sterblichkeit schnell abgenommen. Diese Rate beträgt heute 21 pro Tausend gegenüber 15 pro Tausend bei den Weissen. Auf politischem Gebiete haben die Neger in den Südstaaten, in denen 8 749 000 von den 9 828 000 wohnen, seit einigen Jahren durch eine systematische Entziehung viel verloren, aber sie haben auf dem wirtschaftlichen Gebiete immer mehr festen Fuß gefaßt und werden sich ihre persönlichen Rechte nicht auf die Dauer nehmen lassen. Heute ist das Negervotum noch ganz in den Händen der Politiker der alten Parteien, aber schon macht die sozialistische Partei Anstrengungen, den Negern politische Aufklärung zu bringen.